



Ferien-Journal, Nr. 212/6 von August 1980: Wir haben die Ehre, ein Gespräch zwischen Wladimir Rosenbaum, Antiquar und Asconeser Persönlichkeit und Max Frisch, weltbekannter Schriftsteller, der in Berzona im Onseronetal wohnt, hier im „Ferien-Journal“ exklusiv abzdrukken. Das Gespräch handelt vom Antisemitismus in der Schweiz. Ein Thema, das nach wie vor aktuell ist! Das Gespräch wurde 1979 im Sender „Freies Berlin“ gesendet. Wir publizieren es hier ungekürzt.

„Zum Problem des Antisemitismus in der Schweiz.“ Ein Gespräch zwischen Wladimir Rosenbaum (Ascona) und Max Frisch (Berzona). Aufgenommen Ende 1979 im Sender „Freies Berlin“.

Frisch: Herr Rosenbaum, wir haben schon über Vieles miteinander geredet und könnten Mancherlei reden. Ich möchte Sie heute auf ein ganz bestimmtes Thema ansprechen, das mich als Schweizer besonders interessiert. Es ist das Problem des Antisemitismus in der Schweiz, eine Erscheinung, die selten erwähnt wird und selten besprochen wird, vielleicht auch deswegen, weil der schweizerische Antisemitismus im Vergleich zu Hitler-Deutschland weniger krass in Erscheinung trat. Ich selber habe als Nicht-Jude sehr früh einige Erfahrungen gemacht. Dies nur als Einstieg. Mich interessieren ja Ihre Erfahrungen. In den 30iger Jahren war ich mit einer Jüdin verlobt, einer Berlinerin. Eine Schwägerin von mir ist polnische Jüdin, eine Frühemigrantin. Auch habe ich einige, für mich wesentliche, jüdische Freunde gehabt, da ist z.B. Kurt Hirschfeld, Schauspieler aus Zürich, Jude, aus Deutschland emigrierte oder – etwas völlig anderes – mein Freund, der Maler Varlin, bürgerlicher Name Guggenheim, Schweizer Jude. Ich habe also verschiedene Einstiege gehabt und weiss, dass der latente Antisemitismus in der Schweiz, sagen wir es ohne Qualifikation, vorhanden ist. Was ich von Ihnen wissen möchte ist, wie Sie den schweizerischen Antisemitismus erlebt haben, in der langen Zeit, die Sie in diesem Land verbracht haben.

Rosenbaum: Ihre Frage kann ich Ihnen beantworten. Um sie vollständig zu beantworten, brauchte ich einige Stunden. Ich will aber versuchen, einige Aspekte herauszulösen, die mir typisch zu sein scheinen. Ich kann und will nur von meinen eigenen Erfahrungen berichten, Erfahrungen, die mich zur Beurteilung des ganzen Problems schlüssig dünken. Vorausschicken möchte ich eine Bemerkung über die Schweizer Juden. Die Schweizer Juden – der grösste Teil der Schweizer Juden wenigstens – bemühen sich oder bemühten sich sehr um Assimilation, und zwar in einer Weise, die ich als falsch empfand und als falsch empfinde. Sie neigen zum Leisetreten, sie neigen zum Kaschieren ihrer Eigenart, die sie sogar vielfach selbst negieren und selbst vergessen möchten. An dieser Haltung habe ich mich oft sehr gestossen und stosse mich immer noch daran. Mit dem Sechs-Tage-Krieg ist eine gewisse Zäsur eingetreten. Nachdem die Juden, das jüdische Volk, der jüdische Stamm, oder wie man uns benenne mag, sich als schlagkräftig ausgewiesen hat, haben die Schweizer angefangen, die Juden zu respektieren, und auch die Schweizer Juden selbst haben sich auf ihre Menschenwürde besonnen. Bis zu dem Sechs-Tage-Krieg haben die Schweizer, auch andere Nichtjuden, auf die Juden alle möglichen negativen Eigenschaften projiziert, z.B., dass der Jude feige sei, dass der Jude körperliche Arbeit scheue, dass er herrsüchtig, niederträchtig, hinterlistig sei usw. Also kurzum der Jude als Sündenbock.

Frisch: Ja, alles Klischees des Antisemitismus, wenn ich Sie unterbrechen oder ergänzen darf, es gibt ja die verschiedensten Antisemitisten-Klischees. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass die schweizerischen und die deutschen Klischees sehr parallel liegen. Zu dem, was Sie von der Wirkung des Sechs-Tages-Krieges sagten, kann ich Ihnen von einem merkwürdigen Erlebnis berichten: ich führte damals – der Krieg war noch nicht zu Ende – ein Gespräch mit einem guten Bekannten, einem Schweizer Juden. Wir hofften auf ein baldiges Ende des Krieges, bevor noch grösseres Unglück angerichtet werde, es ging um die Golan-Höhen. Da sagte mein jüdischer Freund den Satz: „Wir müssen die Golan-Höhen haben“. Er sagte „wir“, ja wir Juden also. Ich kannte den Mann schon über 15 Jahre und es war das erste Mal, dass er sich zu seinem Judentum bekannte.

Rosenbaum: Ja, ein bedeutsames „Wir“.

Frisch: Noch ein anderer Aspekt des Sechs-Tages-Krieges und seiner Wirkung, der Wirkung des Sieges: die latenten Antisemiten nahmen Anteil an der Siegesfreude, nicht weil sich ihr Judenbild verändert hat, sondern aus einem ganz andern Grund. Es hat sich von ihnen eine Bildverschiebung vollzogen. Sie wechselten den Sündenbock. Der neue Sündenbock waren die Araber. Eine Verlagerung also. Nicht die Antisemiten sind geheilt worden, nur das Objekt ihres Hasses haben sie gewechselt.

Rosenbaum: Ja, Herr Frisch, das scheint mir alles durchaus richtig beobachtet zu sein. Es deckt sich auch mit meinen Erfahrungen, die ich versuchen will, Ihnen zu schildern:

Ich kam mit meiner Mutter und meiner Schwester – ich hatte zwei Schwestern, die beide älter waren als ich – mit meiner jüngeren Schwester in die Schweiz, nach Genf. Ich war acht Jahre alt, das war im Jahre 1902. Und zwar kamen wir deswegen in die Schweiz, weil die Jahrhundertwende die Zeit der schrecklichsten Pogrome in Russland war, der dazumal berühmte Kischiniewer-Pogrom, mit seinen furchtbaren Metzeleien. Wer in Russland die Möglichkeit hatte, selbst oder die Seinigen aus Russland wegzubringen, tat es. Zu diesen Möglichkeiten gehörte auch diejenige, einen Pass zu bekommen, was nicht ganz einfach war. Mein Vater, angesehener Anwalt, hatte diese Möglichkeit und hat Frau und Kinder in die Schweiz geschickt, nach Genf, wo wir dann mit meiner Mutter vier Jahre blieben. Als ich 12jährig war, fuhr die Mutter zum Vater zurück. Ich blieb ohne Eltern in der Schweiz, kam von Genf



nach Lausanne, in Pension in eine Lehrerfamilie. Das waren wohlhabende, rechtschaffene, fromme Leute, Protestanten, die eine Villa besaßen und immer etwas sechs bis acht Knaben in dem geräumigen Hause in Pension hatten. Es ging alles sehr geordnet zu, sehr sauber, sehr angenehm, vor dem Essen ein Tischgebet, wie sich das in einer guten protestantischen Familie gehörte. Zu den Usancen des Hauses gehörte es, dass die Knaben, wenn sie ein gewisses Alter erreichten, ich glaube, die Knaben, wenn sie ein gewisses Alter erreichten, ich glaube, wenn sie 14jährig wurden, alle zwei Wochen am Sonntag ein Mädchenpensionat besuchen durften. Dort wurden Spiele veranstaltet, es wurde getanzt, es wurden Gedichte aufgesagt. Als ich das Besuchsalter erreicht hatte, wurde auch ich zu einem solchen Sonntagsbesuch mitgenommen. Es wurde für mich ein ungeahntes, grossartiges Erlebnis. Es offenbarte sich mir eine unbekannte herrliche paradiesische Welt. Es war alles wunderschön. Es gab wunderschöne Kuchen. Es gab wunderschöne Mädchen. Es wurden wunderschöne Spiele gespielt. Ich durfte ein Gedicht aufsagen. Ich war selig, im siebenten Himmel. Ich freute mich sehr auf das nächste Mal. Das nächste Mal wurde ich nicht mitgenommen! Mich ergriff ein panischer Schrecken. Ich zerbrach mit den Kopf, welche Sünde ich wohl begangen haben möchte, vermochte Nichts zu finden, wagte auch nicht zu fragen und wartete ängstlich auf den nächsten Besuchssonntag. Ich wurde wieder nicht mitgenommen! Da nahm ich mir ein Herz und ging zu dem Lehrer hin, Herr Petermann hiess er, und sagte: „Herr Petermann sagen Sie mir doch, was ich verbrochen habe, warum ich nicht mitgenommen werde, ich kann es selbst nicht finden“. Da antwortete mir Herr Petermann etwas verlegen, ich hätte nichts verbrochen. Warum ich denn dann nicht mitgenommen werde, frage ich. „Oui, oui“, antwortete er „c'est parceque vous n'avez pas de pantalons longs!“ Es fiel mir ein Stein vom Herzen. Erleichtert schrieb ich Mama nach Minsk, erhielt von ihr rechtzeitig die zwanzig Franken, die ich brauchte, um mir lange Hosen zu kaufen, legte die Hosen zwischen die Matratzen, damit die Falte schön bleibe und wartete auf den Einladungstag. Der Tag kam. Ich wurde wieder nicht mitgenommen! Ich ging spontan auf Herrn Petermann zu und fragte: „Mais, Monsieur Petermann, j'ai donc les pantalons longs! Pourquoi ne puis-je pas venir avec vous?“ Herr Petermann wurde etwas verlegen, fasste schliesslich offenbar Mut und sprach die Worte: „Oui, c'est parceque vous êtes juif“. In dieser Sekunde brach mir die Welt zusammen. Nur noch ein einziges Mal habe ich einen ähnlichen Schock erlebt, den ich Ihnen auch erzählen werde. Es brach mir die Welt zusammen. Ich erfuhr ein furchtbares Unrecht. Es wurde mir die menschliche Zuwendung entzogen. Ich wurde von Stund an, nein von der Sekunde an, ein Renitent, ein so genannter schwer Erziehbarer, ein Unansprechbarer. Ich stand nachts auf, mit einer Schleuder warf ich Steine in die Fenster der umliegenden Villen. Ich bastelte eine Bombe und legte die im Schulzimmer in den Ofen. Ich begann zu stehlen, besessen zu stehlen. Alles, was mir unter die Hand kam, stahl ich, vor allem Geld, wenn ich es erwischen konnte. Nun, warum ich plötzlich so zwangsweise und frenetisch zu stehlen begonnen hatte, mich so wesensfremd verhielt, war ich doch anlagemässig kein Dieb, habe ich damals selbst sehr bald kapiert, ohne jedoch diese Erkenntnis formulieren, psychologisch erklären, zu können. Heute kann ich es. Was ich stahl waren „Vermögenswerte“. Was heisst „Vermögen“ etymologisch? Wer etwas „vermag“ ist stark. Vermögen ist Potenz. Vermögen, Geld, ist ein Symbol von Können, „vermögen“ eben, also von Libido, von Zuwendung, von Beziehung. Mir wurde damals jede Beziehungsmöglichkeit genommen, zerstört. Gestohlen habe ich das Surrogat, das Symbol, das Geld! Der Mann, der zur Prostituierten geht, der ihr kein Gefühl entgegenbringen kann, bringt ihr das Surrogat, das Geld, den Ersatz, und sie spielt ihm das Gefühl vor! Als ich damals kapiert habe, dass ich stahl, nicht weil ich ein Dieb war, sondern dass ich das Symbol, das Surrogat dessen stahl, was man mir gestohlen hatte, habe ich aufgehört zu stehlen. Und zwar von mir aus und auch unabhängig davon, dass ich – wie nicht anders zu erwarten war – auch erwischt wurde. Das hätte schlimme Folgen haben können; man wollte mich nämlich in eine Zwangserziehungsanstalt stecken. Mein Vater kam aus Russland, meine ältere Schwester aus Berlin. Die haben es mit Mühe und Not fertig gebracht, dass man mich nicht einsperrte, sondern ich kam in das Landerziehungsheim Glarisegg und war gerettet.

Seit jener Erfahrung, seit jenem Insult, weiss ich, wie ein junger Mensch ein Terrorist werden kann. Ich bin der Überzeugung, dass man bei den heutigen Terroristen, wenn man ihre Vergangenheit erforschen würde, die seelische und die äussere, dann würde man das Trauma finden, das die Ablösung aus der Gesellschaft ausgelöst hat, die Negierung der Gesellschaft mangels Affektzuwendung. Dort scheint mir des Rätsels Schlüssel zu liegen. Frisch: Ja, Herr Rosenbaum, zu dem Problem des Terrorismus gäbe es natürlich sehr vieles zu sagen. Dazu möchte ich, bevor wir zu unserem Thema zurückkehren, nur noch eines hinzufügen: die erste Generation der Terroristen, Ensslin, Mainhof, hauptsächlich, sind Pfarrerstöchter gewesen. Es waren junge Menschen, die eine sehr strenge moralische Erziehung hinter sich hatten, und die sich in einer Welt sahen, in einer Gesellschaft, die zwar diese christlichen Moralkategorien im Wappen führt, sogar im Parteinamen usw., in allen Reden führt und dabei jedoch gleichzeitig dauern dagegen verstösst. Das war bei diesen jungen Menschen zunächst der moralische Protest. Das fing ja damals an mit dem Warenhausbrand. Es sollte den Leuten gezeigt werden, es macht euch nichts aus, das täglich in Vietnam unzählige Menschen vernichtet werden, es macht euch aber etwas aus, wenn ihr seht, dass Konsumgüter niedergebrannt werden. Diese jungen Menschen wollten die Gesellschaft beschämen. Diese Wirkung, die sie sich erhofft hatten, eine Schockwirkung aus moralischem Impuls heraus, ist nicht eingetreten. Es ging gewissermassen zwangsläufig weiter zur Kriminalisierung des eingeschlagenen Weges. Der eingeschlagene Weg wurde zum Abweg, die jungen Menschen wurden Kriminelle. Diese Deutung ist parallel zu dem, was Sie sagen. Es ist eine zuerst affektive, dann eine reflektive Reaktion auf das Ausgeschlossen sein.



Rosenbaum: Ja, genau das ist es. Nun, diese furchtbare, schockartige Erfahrung des Antisemitismus hat mich aussenweltlich mit der Tatsache konfrontiert, dass ich als Aussätziger betrachtet werde. Dieses Problem des Ausgestossenseins war für mich das Zentralproblem meines Lebens. Es ist für mich das Zentralproblem meines Lebens gewesen, jahrzentelang, bis ich mein Inneres Gleichgewicht fand, bis ich es fertig brachte, mich in der mir feindlich gesinnten – oder sagen wir es milder – in der mir fremden Umwelt, mit einem Wort der Diaspora, zurechtzufinden, auf der Suche nach einer Heimat, die diese Welt mir entzog.

Ich überspringe nun die Zeit bis zum Jahre 1934, in dem ich das schweizerische Kolorit des Antisemitismus in einer sehr typischen Weise erlebt habe, und zwar in der Person von Professor C.G. Jung, bei dem ich in Analyse war, zwei, drei Jahre lang. Ich praktizierte damals als recht angesehener Anwalt in Zürich. Jung kannte mich, wusste genau Bescheid, konnte sowohl meine positiven wie meine negativen Fähigkeiten einigermaßen einschätzen, auch die Intelligenz, auch die Brauchbarkeit als Anwalt. Nun, eines morgens meldet mir die Sekretärin, ein Herr, ein gross gewachsener Herr, möchte mich sprechen, weigere sich jedoch, seinen Namen zu nennen. Der Geheimnisvolle war Professor Jung. Er kam herein und sagte, er möchte mich konsultieren. Er sei Präsident der deutschen psychoanalytischen Gesellschaft, die daran sei, die Statuten zu ändern, zu nazifizieren. Er habe gerade den Entwurf der neuen Statuten bekommen. Die seien ganz antisemitisch. Sämtliche jüdischen Kollegen sollen ausgeschlossen werden, ausradiert. Das sei doch schlimm. Man müsse etwas dagegen unternehmen. Was er denn dagegen unternehmen wolle, fragte ich ihn. Jung meinte, man solle versuchen, bei der Generalversammlung, die über die Statutenänderung zu beschliessen habe, eine andere, mildere, Formulierung durchzudrücken, eine Formulierung, die irgendwie den jüdischen Kollegen die Möglichkeit bieten solle, ihre medizinische Tätigkeit doch auszuüben, so etwas wie eine Hintertüre in die Statuten einzubauen, eine Formulierung zu finden, die verschiedene Auslegungen ermöglichen solle und nicht eine absolute Negierung für die jüdischen Kollegen bedeuten möge. Diese Formulierungs-Änderung möge aber schlau sein und deren Absicht nicht sofort erkennbar. Dann wolle er versuchen, diese milderen Statuten durchzudrücken. Ich hörte den Professor schweigend an. Als er fertig war, sagte ich: „Herr Professor Jung, Sie sind noch sehr jung! Was Sie da vorhaben, ist ein völliger Unsinn, der nichts nützer wird, man kann nicht mit...“ Jung erwiderte erregt, doch, doch, er wolle diese Umformulierung unbedingt haben und unbedingt vorschlagen, ich solle ihm doch den Dienst erweisen, den Statutenentwurf möglichst geschickt und unauffällig umzuredigieren. Er bat mich so dringend, dass ich mich schliesslich zu dem unsinnigen Spass bereit erklärte und ihm eine getarnte Neuformulierung ausarbeitete. Mit dieser Neuformulierung ist Jung dann nach Deutschland gefahren und kam sehr stolz zurück und berichtete mir, dass er sie durchgebracht hätte, dass die anderen nichts gemerkt hätten. Dann sagte er: „Wüssed Sie, die sind ja verrückt, die sind verrückt, die sind völlig verrückt!“ Ich erwiderte: „Herr Professor, wem sagen Sie das“.

Ich erzähle Ihnen den Vorfall, um Ihnen zu zeigen, dass Jung eigentlich ganz klar sah, was vorging. Ich hatte übrigens lange Zeit vor den Nazis Jung's Vorlesungen im Politechnikum besucht, wo er mit geradezu prophetischer Hellsicht den ganzen Nazismus kommen sah. Das ist die eine Sicht. Die zweite Sicht ist ein...

Frisch: Ich möchte Sie nicht unterbrechen, ich möchte nur zwei Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung hinzufügen. Das eine: als ich an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Architektur studierte, hatte ich mit einem Professor, der früher in Deutschland gewesen war, einen Disput. Er sagte mir, ich solle doch wieder mal das Testament lesen, aber das Neue, nicht das schreckliche, das Alte, und kam dann auf Jesus zu sprechen, der doch ein so weiser und milder Geist gewesen sei, dass er unmöglich ein Jude gewesen sein könne. Er müsse ein Einwanderer gewesen sein. Wohlverstanden, das sagte ein Hochschulprofessor in den 30er Jahren, zu einer Zeit also, als man schon von Dachau wusste, das andere Beispiel: Ich war mit einer Jüdin verlobt. Als ich die Heiratspapiere regelte – die Heirat kam dann aus persönlichen Gründen nicht zustande – bekam ich von der Stadtbehörde Zürich unverlangt einen Arier ausweis, zu einer Zeit also, als die Schweiz nicht etwa unter irgend einem Hitler'schen Druck stand. Leider habe ich dieses Dokument – heute würde ich dafür viel Geld bezahlen, weil es ein gewichtiges Dokument wäre – in meiner Scham vor meiner Partnerin sofort zerrissen, vor ihren Augen auch demonstrativ in die Limmat geworfen. Ich will diese Dinge nicht verallgemeinern, aber es sind erschreckende Symptome, die natürlich unter anderem geschichtlichen Ablauf zu katastrophaler Kollaboration im Antisemitismus-Trend der Hitlerregierung geführt hätten.

Rosenbaum: Ja, diese Beispiele passen absolut in die Atmosphäre jener Zeit. Ich kann mich heute noch an den Artikel auf der ersten Seite der Züricher Zeitung erinnern – leider habe auch ich ihn nicht aufbewahrt – einen Artikel, geschrieben von einem schweizerischen Oberst, der die guten Wirkungen, die Notwendigkeit und die Berechtigung der Konzentrationslager rühmte und lobte. Das war auch in jener Zeit, wo auch die Weltwoche ein bisschen antisemitelte. Das war jene Zeit, um es Jung-psychologisch auszudrücken, einer absoluten antisemitischen Inflation des menschlichen Gehirns.

Frisch: Ja, eine Vergiftung, die schon auf zum Teil angegiftete Zellen stiess.

Rosenbaum: Selbstverständlich!

Frisch: Dieser Antisemitismus war nicht etwas Neues, er war nur schweizerischen Kolorits. Die Frontisten, die erklärte Hitleranhänger und wackere Antisemiten waren, distanzieren sich vom deutschen Radau-Antisemitismus. Ihnen genügte, aus langer Tradition, der gemässigte, schweizerische, protestantische Antisemitismus. Es ging gewissermassen um Geschmacksfragen.

Rosenbaum: Sie haben vollkommen recht. Es ging um Atmosphärisches. Etwas zugespitzt würde ich wagen, es so zu formulieren, dass die Schweiz das antisemitischste Land der Welt war, antisemitischer als Deutschland. Für



Deutschland waren die Juden wenigstens ein Problem. Mit diesem Problem haben sie sich auf ihre Weise, mordend und sengend, auseinandergesetzt. Für die Schweizer dagegen waren die Juden kein Problem. Es waren einfach „ihre“ Juden, ihre Aussätzigen. So nennen ja die Berner ihre jüdischen Mitbürger „euseri Jude“. Das sind unsere Juden wie unsere Katzen und unsere Hunde, zu denen man zwar sogar eine wohlwollende, doch keine menschliche, Einstellung haben kann. Was mich betrifft, so hatte und habe ich natürlich auch viele christliche Freunde. Auch bin ich schon zum dritten Mal mit einer Nicht-Jüdin verheiratet, was aber nicht hindert, dass ich während meiner ganzen Zürich Zeit nie in ein nichtjüdisches Haus eingeladen worden bin. Ich habe es erfahren, dass in der Schweiz der Antisemitismus ein absoluter ist. Schauen Sie, in der Schweiz hat es hier und da ein Jude in der Armee zum Offizier gebracht, in ganz seltenen Fällen sogar bis zum Hauptmann. Ein höherer jüdischer Offizier hat in der Schweiz noch nie existiert, bis auf eine Ausnahme, die Renommier-Ausnahme des Herrn Oberst Constan, der ein militärisches Genie war. In ihm hatte die schweizerische Armee ihren Renommier-Juden. Im Bundesgericht hat es noch nie einen jüdischen Richter gegeben. Aber da auch die Herren Bundesrichter „keine Antisemiten“ sind, haben sie sich gedacht, dass man doch einmal einen Juden in das Bundesgericht wählen sollte, eben den Renommier-Juden. Sie haben lange gesucht und haben schliesslich in Baden den alten, krebserkrankten Rechtsanwalt Guggenheim gefunden, der nur noch ein paar Monate zu leben hatte.

Den haben sie zum Bundesrichter ernannt. Der hat sich über die Ernennung so gefreut, dass er dem Bundesgericht den Gefallen erwies, schon ein paar Wochen nach seiner Wahl zu sterben. Die Juden sind gute Journalisten. In der Schweiz gab es – wie es heute ist, weiss ich nicht – keinen einzigen Juden an massgebender Stelle in einer Zeitungsredaktion. Das Gleiche gilt für die Banken. Bei keiner einzigen Bank gab es einen jüdischen Verwaltungsratspräsidenten. Der Jude hat in der Kulissee gewirkt, Präsident war jeweils der Herr von

Frisch: Ich glaube, dass auch die Universität Zürich nie einen jüdischen Rektor gehabt hat. Was Sie sagen, möchte ich zusammenfassen: wir haben in der Schweiz keinen verbalisierten, keinen programmatischen Antisemitismus. Wir haben einen De facto praktizierten Antisemitismus.

Rosenbaum: Ich würde hinzufügen, einen selbstverständlich praktizierten.

Frisch: Ein aktuelles analoges Beispiel: in Deutschland haben wir den so genannten Radikalen-Erlass, und die daherige Praxis. In der Schweiz haben wir ein solches Gesetz nicht, wir haben nur genau die gleiche Praxis.

Rosenbaum: Ich komme zurück auf Jung. Sie wissen von meinem so genannten Spanien-Prozess, in dessen Folge ich meine bürgerliche Existenz, auch mein Anwaltspatent verlor, ich stand im luftleeren Raum. Als ich aus der Untersuchungshaft kam zog ich mich aus jeglichem Verkehr zurück, und unterliess es beispielsweise auch mich im Psychologischen Club, in dem ich vor meiner Verhaftung als Gastmitglied regelmässig vertreten war, es war Frau Dr. Stauffacher, eine herrliche Person – fand das nicht richtig, ja sogar lächerlich. Ich solle mich nicht verkriechen, ich hätte ja kein Verbrechen begangen, nichts Unehrenhaftes, und möge doch auch in den Club kommen. Ich lehnte ab. Sie gab sich mit diesem Bescheid nicht zufrieden und erklärte, sie wolle mit Jung sprechen. Das tat sie und brachte mir den Bericht, Jung habe gesagt, ich könne und solle selbstverständlich kommen. Worauf ich, wenn auch zögernd zur nächsten Vortragsveranstaltung ging, ohne mich jedoch zum Wort zu melden. Ich bin still dagesessen und habe zugehört. Kurz darauf bekam ich von Jung einen Brief, es sei von mir eine Taktlosigkeit gewesen, mich im Club zu zeigen. Ich hätte dort derzeit nichts zu suchen. Ob diesem Bescheid war ich völlig perplex, meine Freundin ebenfalls. Ich bat Jung um eine Unterredung. Er bestellte mich zu sich, jedoch nicht etwas nach Küsnacht, wo er wohnte und seine Praxis hatte, sondern in sein „Ritiro“ nach Bolligen, in dieses Ritiro, ein Häuschen, das in einem grossen Garten steht, vielleicht 50 oder 100 Meter von der Strasse entfernt. Dort hat Jung mich erwartet, jedoch nicht etwa im Hause, sondern auf der Strasse, auf der Strasse, vor dem Gartentor. Er tat also kund, dass er nicht gedenke, mir Einlass zu gewähren. Ich bat ihn, mich darüber aufzuklären, welche Bewandnis es mit seinem Brief habe, wo er doch Frau Dr. Stauffacher erklärt habe... Worauf Jung mir mit einem kurzen Satz antwortet, einem Satze, den ich, auch wenn ich tausend Jahre alt würde, nicht vergessen könnte. Er blickte mich an, genau so wie jemand einen Aussätzigen, den er loswerden möchte, anblicken würde uns sagte, jedes Wort nachdrücklich betonend: „Auch das verwundete Tier verkriecht sich, um zu verenden“. Wie diese Worte auf mich wirkten, war nicht nur an sich für mich typisch, es war auch typisch für den Juden. Die Worte, die Jung aussprach, waren eine Einladung zum Selbstmord und waren als solche wahrscheinlich auch gedacht. Denn ich stand – bildlich gesprochen – nackt da, im Nichts. Ich hatte – um es in der Jung'schen Terminologie zu sagen – keine „Persona“ mehr. Ich vermute, dass Jung mich, aus seiner psychologischen Sicht, für selbstmordreif hielt und auch als Therapeut, wiederum aus seiner Sicht, den Selbstmord für die in diesem Falle adäquate Therapie hielt. Eine andere Erklärung für diese ungeheuerliche Worte stand mir, als sie mich trafen, und steht mir auch heute nicht zur Verfügung. Nun, ich habe keinen Selbstmord begangen. Ganz im Gegenteil. – Diese Worte wirkten auf mich zwar wie ein furchtbarer Peitschenhieb, der mich jedoch nicht niederschmetterte, sondern mich empor riss, alle meine Kräfte zur Selbsterhaltung aufrief. Diese Reaktion, in äusserster Not nicht negativ, sondern positiv zu reagieren, empfinde ich als eine typisch jüdische Eigenschaft, herangezüchtet in 2000 Jahren Diaspora-Qual. Nach diesem Satze habe ich Jung angeschaut, habe „adieu, Herr Professor“ gesagt, habe mich umgedreht, bin meines Weges gegangen und haben den Mann nie mehr in meinem Leben angeschaut. Dass dieser Insult mir nicht in meiner Eigenschaft als Individuum, sondern in meiner Eigenschaft als Vertreter des Kollektiv-Aspektes „Jude“, zugebracht war, zugebracht von einem Menschen, der seinerseits nicht als bewusstes Individuum handelte und sprach, sondern, dass er als unbewusster Vertreter eines von einer psychischen Inflation betroffenen Kollektivs fundierte, habe ich später



begriffen, als seine nazistische Neigung sich durch Wort und Schrift offenbarte. Groteskerweise kann ich hinzufügen, dass mir auch dasjenige, was ich bei und von Jung in den Jahren Analyse gelernt habe, entscheidend geholfen hat, diese Erfahrung zu bestehen.

Von den vielen antisemitischen Kundgebungen, die ich, sei es selbst erfahren habe, sei es beobachten konnte, will ich nur noch eine anführen: Im berühmten Riedel-Guala-Prozess, vor dem bernischen Schwurgericht, in dem mein Kollege Roth den Dr. Riedel und ich Frau Guala verteidigte, versuchte Herr Staatsanwalt Tschanz etwas antisemitische Stimmung gegen mich zu machen. Wenn er vom Kollegen Roth sprach, nannte er ihn korrekterweise „Herr Verteidiger“ oder „Herr Fürsprecher“. Von mir dagegen sprach er jeweils ostentativ vom „Herrn Rosenbaum aus Zürich“. Es war ganz klar, was er den Geschworenen suggerieren wollte, dass nämlich der Herr Rosenbaum aus Zürich ein fremder Judenfötzel sei. Der Präsident, der ganz selbstverständlich hätte eingreifen müssen, schwieg. Ich selbst schweige auch, jedoch mit Bedacht, denn ich wusste, wann und wie ich die Anpöbele zurückweisen würde, nämlich bei meinem Plädoyer, am 14. Verhandlungstage. Da sagte ich wörtlich: „Herr Obmann, meine Herren Geschworenen, der Staatsanwalt hat mich jeweils bezeichnet als den Herrn Rosenbaum aus Zürich. Meine Herren, ich bin der Jude Rosenbaum aus Litauen. Ich bin der Papierschwizzer Rosenbaum“. Womit das Eis gebrochen war und die Verlegenheit behoben. Die Geschworenen schmunzelten.

Frisch: Ein gutes Beispiel! Das trifft eben die Leute, die Sie zuvor erwähnt haben, die assimilationsbeflissenen Juden. Wir wollen ja nicht über sie zu Gericht sitzen. Aber das Versteckspiel ist nicht von Gutem. Ich erwähne jetzt einen Mann, den ich sehr verehrt habe und verehere, den Maler Varlin, mit dem ich über alles sehr offen und sehr direkt gesprochen habe und auch sprechen konnte.

Rosenbaum: Sie meinen, ehrlich gesprochen.

Frisch: Ja, genau. Einmal, lange nach dem Krieg, fragte ich ihn nach seinen Erfahrungen als Jude in der Schweiz. Ich stellte ihm also die gleiche Frage, die ich Ihnen heute vorgelegt habe. Seine Reaktion war reflexartig. Nicht nur wollte er mir nicht antworten. Er hat von der Frage nichts wissen wollen. Er hat das Problem völlig von sich weg geschoben...

Rosenbaum: Die verhängnisvolle Verdrängung.

Frisch: Und der andere Fall, das ist der hervorragende Schriftsteller Kurt Guggenheim, kein Immigrant, in der Schweiz geboren, der uns alle an Patriotismus bis hin zum Chauvinismus übertraf. Er war so „verwurzelt“ wie noch kein Baum auf der Welt verwurzelt gewesen sein kann. Die Schweizer Juden haben im grossen und ganzen die Tendenz gehabt, das Phänomen Diaspora zu negieren, in die Assimilation hineinzuschlüpfen. Das hat ihnen nicht Achtung verschafft. Wogegen Sie sagen: ich bin der Jude aus Litauen. Das ist die Gegenposition.

Rosenbaum: Ja, das sind die beiden Möglichkeiten. Die eine: Man steht zu sich, nicht krampfhaft, sondern selbstverständlich. Es ist die einzige Möglichkeit, die unüberwindliche Distanzierung zu durchbrechen und zu einer möglichen, lebhaften, relativierten Distanzierung zu gelangen. Die andere: Man steht nicht zu sich, man versucht, sich zu assimilieren. Mimicri zu treiben, ein Irrweg. Die unglückseligen Assimilanten, die diesen Irrweg gehen, die Mimicri treiben, nenne ich die Mimi-Christen.

Frisch: Ja, Ihre Haltung ist die Richtige. Der Gegenpart wird herausgefordert Farbe zu bekennen. Da wird Klarheit geschaffen. Der latente Antisemit, der nicht wagt, seinen Antisemitismus zu verbalisieren, muss nun Farbe bekennen. Die Möglichkeit der einschüchternden antisemitischen Anspielung, mit der er verdeckt seine Verachtung zum Ausdruck bringt, wird ihm genommen...

Rosenbaum: Und er zieht den Schwanz ein.

Frisch: Richtig, der kneift zurück. Ihr Verhalten, nämlich sich zur Wirklichkeit zu bekennen, das fordert den andern heraus, sich ebenfalls zu bekennen. Ist der andere par principe Antisemit und will es bleiben, dann erfährt er wenigstens, dass er mit jemandem zu tun hat, der als Mensch und als Jude seinen Mann stellt. Es gibt saubere Luft.

Rosenbaum: Ja, das gibt saubere Luft und verschafft Achtung. Ich könnte Ihnen noch weitere typische Fälle erzählen, jedoch möge das Gesagte genügen. Meine Auffassung über den Juden in der Diaspora kann ich, in dem, wiederum sehr zugespitzten Satz zusammenfassen: Der Jude, der sich der Umgebung assimiliert, ist verloren. Der Jude kann sich die Umgebung assimilieren, nicht der Umgebung. Zugegeben, das ist sehr zugespitzt, aber für mich ist es wahr. Und ich kann, wiederum sehr zugespitzt, sagen: Ich fühle mich in der Schweiz absolut wohl, absolut „zu Hause“, in Anführung, gleichzeitig fühle ich mich fremd, wie am ersten Tage.

Frisch: Ja, ich verstehe Sie.

Rosenbaum: Und noch ein letztes möchte ich Ihnen sagen: Ich weiss, dass die Menschen, die mit mir verkehren, empfinden, dass ich eine gewisse innere Sicherheit habe, ein gewisses Gleichgewicht. Ich kann Ihnen sagen, wie ich dazu gekommen bin. Ich habe, als noch sehr junger Mensch, einen Traum gehabt, der mein Sein, so wie ich bin, anschaulich zum Ausdruck bringt. Ich träumte, dass ich am Strand eines Meeres stehe, vor mir das ganze Meer. Im Meer hängt eine Qualle. Sie wissen, wie die Quallen aussehen. (Psychologische Klammer: das Wasser ist bekanntlich das Symbol des Unbewussten. Die Qualle ist „gestaltlos“.) Im unendlichen Meer hängt also diese gestaltlose Qualle. Dieses Bild, das ich vor mir sehe, sehe ich nach einer Weile auch in mir. Das Meer ist in mir, und die Qualle hängt im Meer in mir. Nach einer weiteren Weile wandelt sich das Bild und anstatt der Qualle sehe ich mich im Meer in mir hängen. Ich hänge im Wasser mit den Füßen nach unten. Nach einer weiteren Weile – diese Traumbilder folgen einander langsam, denn im Wasser vollziehen sich Bewegungen ja langsamer – sehe ich mich, im Meer in mir, langsam einen Salto mortale, einen Todessprung also, vollführen, nach dem ich wieder mit den



Füssen nach unten im Wasser hänge. Und von meinen Füßen wächst ein Wurzelspross hinunter in die Unendlichkeit der Tiefe, in mich selbst hinein und wächst und wächst hinunter, unendlich lange, bis er zu allertiefst unten Wurzeln fasst. Den Sinn dieses Traumes, der mich beeindruckte und beglückte, begriff ich sofort, vielleicht nicht so klar, wie ich es jetzt formuliere, aber dieses war der Sinn meines Begreifens: Ich hatte meine Heimat in mir selbst gefunden. Ich hatte in mir selbst, in meiner eigenen Tradition, wieder Wurzel gefasst. Ich hatte eine reale, nicht zerstörbare, innere Sicherheit gefunden. Ich bin bei mir zu Hause und fühle mich überall sowohl zu Hause wie überall fremd. Denn, zu Hause bin ich in mir.

Frisch: Was Sie als Jude erfahren haben, wäre die Aufgabe für einen jeden Menschen, auch für einen Nichtjuden.

Rosenbaum: Ja, das ist eine rein menschliche Aufgabe, sich selbst zu finden.

Frisch: Das, meine ich, das ist unser aller Problem.

Rosenbaum: Ja, Herr Frisch, das haben Sie vollkommen Recht. Nur, dass der Jude mit diesem Problem durch das Phänomen der Diaspora in besonderer, in konkreter, Weise konfrontiert wird. Zum Problem der Diaspora fällt mir noch ein Bild ein. Ich denke meistens in Bildern. Stellen Sie sich vor, Sie lassen ein Samenkorn in die Erde fallen, das Korn eines Baumes, einer Eiche z.B. Dann bauen Sie einen oder zwei Meter über der Erde eine dicke Beton-Platte, unter der nun der Samen in der Erde liegt. Der Same spriesst, der Baum wächst, er wächst bis an die Beton-Platte heran, wächst und wächst, Jahrhunderte lang, und krümmt sich unter der Beton-Platte. Nach 2000 Jahren dieses gekrümmten Wachstums kommt der liebe Gott oder sonst wer, auf alle Fälle ein Philosemit. Der räumt die Beton-Platte weg und sagt zu dem gekrümmten Baum: Jetzt hast Du doch keine Beton-Platte mehr über Dir, so steh doch gerade! Der Baum, der krumme Baum, das ist der 2000 Jahre in der Diaspora unter der Beton-Platte lebende Jude.

Frisch: Gut, wenn wenigstens die Beton-Platte überhaupt einmal wekommt.

Rosenbaum: Einverstanden. Was ich mit meiner Parabel sagen will, ist, dass ich den Juden in der Diaspora, der es nicht vermocht hat, einen inneren geistigen Befreiungsweg zu gehen, was ihm nicht zu verübeln ist, als Krüppel sehe. Der Jude in der Diaspora ist kein normaler Mensch, er ist ein Krüppel, der sich nicht wieder aufrichten kann. Wider aufrichten werden sich vielleicht seine Kinder und Kindeskindern in Israel. Das habe ich in Israel beglückt wahrnehmen können. Die jungen Israeli sind aufrechte Menschen.